

**Zeitschrift:** Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg

**Band:** 51 (2004)

**Heft:** 1-3

**Artikel:** Werden wir das Feuer hüten können?

**Autor:** Ballestrem, Monica von

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-761191>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

MONICA VON BALLESTREM

## Werden wir das Feuer hüten können?

### *Einleitung*

Die hier angestellten Überlegungen gehen davon aus, daß Wahrnehmung und Beziehung Voraussetzungen für kirchliche Fortexistenz sind.

In einer kirchlichen und gesellschaftlichen Situation, wie sie derzeit in Deutschland herrscht, als Hauptamtliche in einer Gemeinde zu arbeiten, kann neben der Freude, die dies macht, von sehr vielen Fragen begleitet sein. Man kommt ja weder mit fertigen Antworten auf die Fragen, was zu tun und was zu lassen ist, aus der Ausbildung, noch kann es genügen, einfach alles so zu tun, wie es «immer schon» gemacht wurde. Letztlich soll die Arbeit in der *jetzigen* Situation sinnvoll sein und Früchte tragen und nicht am Ende noch das verhindern, was heute an menschlichen, spirituellen und kirchlichen Entwicklungen notwendig wäre. In diesen Fragen sind keine Mühen zu scheuen, denn schließlich geht es um unendlich viel. Es geht um eine christliche Verkündigung, die Menschen die Liebe Gottes, in der sie geborgen sind, wenigstens erahnen, am besten: intensiv spüren lassen soll. Es geht um Hoffnung für unser Leben – und darüber hinaus. Nicht nur seelisch kranke Menschen zeigen uns immer wieder, daß die Frage nach Hoffnung letztlich eine Frage auf Leben und Tod ist. Es geht darum, zu ermutigen, sich immer wieder neu auf einen Weg einzulassen, der Leben im Voll-sinn bedeutet. Und schließlich geht es um die Frage, ob es uns gelingt, die «Hoffnungsflamme», die das Christentum zu hüten hat, in die nächste Generation weiterzugeben oder nicht.

So stelle ich mir während meiner pastoralen Arbeit in der Gemeinde beispielsweise immer wieder die Frage, ob ich Menschen, denen ich begegne, aufmerksam genug zugehört habe, um zu erahnen, wo sie stehen, um zu verstehen, was sie beschäftigt. Fühlen sie sich von ihrem Glauben so weit getragen, daß er ihnen zu leben hilft, besonders in schwierigen Lebenssituationen? Erfüllt sie die Hoffnung so sehr, daß sie sie leben und weitergeben können? Nachdenklich wurde ich eines Tages, als mir eine Frau, die als sehr aktives Gemeindemitglied galt, erzählte, sie sei völlig hilflos gewesen, als ihr ein schwer krebskranker Bekannter sagte, er hätte Angst vor dem Sterben. Sie meinte, dazu könne sie ihm leider nichts sagen, denn sie sei noch nie gestorben. Sind vielleicht viele derer, die wir für aktive Gläubige halten, eher *kirchlich sozialisiert*, aber viel weniger, als wir wahr haben wollen, tatsächlich getragen von christlicher Hoffnung?

Solche Zusammenhänge nicht wahrzunehmen und nicht auf sie zu reagieren, kann uns an unserem christlichen Verkündigungsauftrag vorbeigehen lassen, weil es uns davon abhält, danach zu suchen, wie Menschen in ihrer jeweils konkreten Situation *tatsächlich* Zugang zur christlichen Hoffnung bekommen könnten. Sicherlich haben wir, die Hauptamtlichen, heute nicht mehr die selbe Aufgabe wie vor etwa 50 Jahren. Doch welche Aufgabe haben wir nun? Und welches werden wohl die Aufgaben *aller* Getauften und Gefirmten sein?<sup>1</sup> Besonders berücksichtigt wird in diesem Artikel die Sicht jener Frauen, die einseitig patriarchalen Ausprägungen der Kirche kritisch gegenüberstehen.

Einige theologische Zusammenhänge, die als Grundlage für unser Nachdenken über unseren heutigen kirchlichen Weg dienen könnten, seien im Folgenden erwähnt.

### *I. Die Beziehungsdimension*

Entscheidend für das Suchen nach einem lebendigen Weg für unser Wirken in Kirche und Welt ist es, sich bewußt zu machen, wie grundlegend all das, was für unser Leben und unseren Glauben von Bedeutung ist, mit *Beziehungen* zu tun hat.

Die Trinität, die als Summe der im christlichen Zusammenhang gemachten Gotteserfahrung gilt, führt uns «Beziehung» als theologische Grundkategorie vor Augen. Sie ist eine «lebendige Einheit von unterschiedenen, aber prinzipiell gleichberechtigten «Personen»»<sup>2</sup>. Die Benennungen der einzelnen göttlichen Personen drücken Beziehungserfahrungen der Menschen mit Gott aus. Gott mit Vater oder Mutter anzusprechen ist eine Beziehungsaussage, eine Aussage von Gott, der «von seinem Wesen her in Beziehung ist»<sup>3</sup>. Jesus als Sohn Gottes bezeichnen ist nicht eine Aussage über ein biologisches Abstammungsverhältnis, sondern drückt aus, wie eng die Beziehung Gottes zu seiner Selbstaussage in Jesus ist.<sup>4</sup> Bernd Jochen Hilberath hebt von den vielen Bildern der Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte vom Heiligen Geist das vom heilenden Geist besonders hervor, der «Raum gibt, Raum frei macht und so Selbststand und Beziehung, Selbstüberschreitung

<sup>1</sup> Ausführlicher zu diesen Fragen und zu all den folgenden Gedanken, siehe: Monica GRÄFIN VON BALLESTREM, Schreiben gegen das Überhören. Für eine plurale und basisorientierte Theologie und Praxis der Kirche, Würzburg 2003.

<sup>2</sup> Bernd Jochen HILBERATH, Im Ursprung ist Beziehung. Die Relevanz des christlichen Gottesbildes für das Leben der Menschen heute, in: *Geist und Leben* 69 (1996) 409.

<sup>3</sup> Ebd. 412.

<sup>4</sup> Vgl. ebd. 414f.

und Verbindung ermöglicht»<sup>5</sup>. Johannes B. Brantschen weist im Anschluß an Joh 16,13 auf den hörenden Geist hin:

«Der Geist spricht nicht nur in uns und durch uns, er *hört* auch in uns und durch uns. Aber: [...] lassen wir den Geist in uns *hören*, indem wir auf *andere* hören? Sind wir bereit, unsere Ansichten in der Auseinandersetzung mit anderen aufs Spiel zu setzen? Der Geist hört; er ist ein Freund der offenen Kommunikation und ein Feind jeden Sektierertums.»<sup>6</sup>

Jesus macht in seiner Kunde vom Reich Gottes «Beziehung» zur Grundlage für unsere Theologie. Mit dieser Verkündigung stellt er nicht sich selbst in den Mittelpunkt, sondern das, was durch unmittelbares Handeln, durch Liebe und Beziehung geschieht. In seinen Beziehungen auch zu jenen Menschen, die von der damaligen Gesellschaft, besonders von den «Frommen» unter ihnen, gemieden und ausgestoßen wurden – den Zöllnern und Sündern, den Frauen, Kindern und Kranken –, macht er Gottes einzigartige Liebe in Raum und Zeit spürbar. Jesus ließ sich von keiner anders ausgerichteten Deutung davon abhalten, Reich Gottes auf diese Weise zu vergegenwärtigen. Dadurch war Reich Gottes nahe.<sup>7</sup>

Ein Blick zurück in unsere jüdisch-christliche Geschichte mit Gott zeigt, daß all unser Reden von Gott ursprünglich aus Erfahrungen von menschlichen und transzendenten Beziehungen und deren Reflexionen stammt und damit beziehungschaft ist.<sup>8</sup> Deshalb beginnt unsere Suche nach Gott damit, menschliche Erfahrungen ernstzunehmen.<sup>9</sup> Immer wieder ist zu fragen, welche Stellung der Mensch aufgrund unseres Redens von Gott bekommt und welche Auswirkungen dies auf Beziehungen untereinander hat. Wird beispielsweise eine erhabene Gottheit verehrt, gänzlich jenseits menschlicher Bedingungen, könnte eine solche Rede von Gott Isolierung, Über- und Unterordnung und Zuwendung allenfalls in herablassender Form nahe legen.<sup>10</sup>

Das jüdische Gottesbild sieht im Gegensatz hierzu die auf Gegenseitigkeit beruhenden Beziehungen zwischen Menschen und Gott und den Menschen untereinander als zentral an. Das Alte Testament ist durchzogen von einer Beziehungsgeschichte zwischen Jahwe und den Menschen. In Ex 3,14 stellt sich Gott als Jahwe vor: «Ich werde für euch da sein, als der ich für euch da sein werde», also in seinem tiefsten Wesen als beziehungschaft. In

<sup>5</sup> Ebd. 416.

<sup>6</sup> Johannes B. BRANTSCHEN, «Der Heilige Geist und die Kommunikationsstörungen in der katholischen Kirche», in: Max KÜCHLER/Peter REINL (Hgg.), Randfiguren in der Mitte [FS Hermann-Josef Venetz], Freiburg Schweiz 2003, 251.

<sup>7</sup> Vgl. Carter HEYWARD, Und sie rührte sein Kleid an, Stuttgart 1992 (4. Aufl.), 98f. Vgl. Ottmar FUCHS, Heilen und Befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall der Kirche und Pastoral, Düsseldorf 1990, 22f.

<sup>8</sup> Vgl. Carter HEYWARD, Und sie rührte sein Kleid an, 48 (s. Anm. 7).

<sup>9</sup> Vgl. ebd. 37.

<sup>10</sup> Vgl. ebd. 43. 77.



seinen Taten, wie z. B. der Befreiung Israels aus Ägypten, erweist Jahwe seinen Beziehungswillen. Auf den Bund, den Jahwe anbietet, läßt sich das Volk Israel ein, indem es aneinander gerecht handelt. Die 10 Gebote sind ein «Dokument» des Bundes zwischen Gott und Israel und nur aus dieser Beziehung heraus zu verstehen. Jahwe ringt immer wieder um sie. Er handelt nicht isoliert, sondern mit den Menschen. Unter den Menschen soll es so gerecht zugehen, wie Jahwe an seinem Volk handelt. Martin Buber betont die Gegenseitigkeit dieser Beziehung, da sie die freiwillige menschliche Antwort erfordert.<sup>11</sup>

Da auf solchem Glaubensboden unsere Theologie steht, geht es in pastoralem Wirken vor allem um gegenseitige Wahrnehmung in Beziehungen, und damit um jene Erfahrungen, die von jeher Ausgangspunkt von Theologie waren.

## II. Zur Erfahrungsdimension

Mit seiner Eröffnungsrede zum Konzil weist uns Papst Johannes XXIII. mit großer Intensität auf die Erfahrungen heutiger Menschen hin. Sie seien nunmehr wahrzunehmen, um zu wissen, wie die christliche Botschaft heute in rechter Weise zu verkünden sei. In den Texten des II. Vaticanums wird dieser Zusammenhang immer wieder aufgegriffen, besonders deutlich in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*: «Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen seinen Widerhall fände.»<sup>12</sup>

Theologie, insbesondere die Praktische Theologie, muß also menschliche Erfahrung und soziale Wirklichkeit untersuchen. Darin ist sie auf die Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften angewiesen. Sie muß allerdings deren jeweilige Optionen daraufhin überprüfen, ob sie mit jenen der Theologie kompatibel sind.<sup>13</sup> Forschung kann in solchem Zusammenhang nicht mit dem Ziel geschehen, das Handeln in allgemeingültige Gesetze zu fassen und die Menschen, die man beobachtet, unter dem Gesichtspunkt ihrer möglichen Beherrschung wahrzunehmen. Vielmehr sind die, die erforscht werden, als Handelnde anzuerkennen, die selbst ihr Handeln beurteilen können, selbst Hypothesen bilden und aufgrund eigener Erfahrung den Forschenden widersprechen können. Ihre Würde gilt es zu achten und

<sup>11</sup> Vgl. Martin BUBER, *Ich und Du*, Gerlingen 1994 (12. Aufl.), 23ff.

<sup>12</sup> GS 1.

<sup>13</sup> Vgl. Norbert METTE/Hermann STEINKAMP, *Sozialwissenschaften und Praktische Theologie*, Düsseldorf 1983, 170ff.

sie sind als gleichberechtigte Partnerinnen und Partner anzuerkennen.<sup>14</sup> Dies gilt speziell für jene, die in der Position der Schwachen sind. Nur im Miteinander-Handeln ist eine gemeinsame Handlungsorientierung zu finden und Identität zu gewinnen.<sup>15</sup> Erst, wenn dieses Miteinander auch in der Struktur kirchlichen Handelns verwirklicht ist, würde von «subtil manipulatorischen Formen machtförmigen Denkens»<sup>16</sup>, das ein solches Miteinander verhindert, wirklich Abschied genommen.

### *III. Biographie als Ort von Theologie*

Was wir im Alten Testament von Jahwe erfahren, stammt aus der konkreten Geschichte, die das Volk Israel mit ihm erlebt hat. Nur diese von Menschen erzählten Erfahrungen stehen uns zur Verfügung. Die biblisch-christliche Gott-Rede interessiert sich nicht so sehr für «Gott an sich», bzw. für innergöttliche Geschehnisse, wie wir sie in den Mythen der Stammesvölker, aber auch bei den Ägyptern und den Mesopotamiern finden, wo der Anfangsmythos (das sakrale Königtum) entscheidend ist. Vielmehr ist das Erzählen einfacher Menschen, von ihrem Handeln und Leiden, ihren Grundkonflikten und Nöten, von dem allmählichen Entstehen ihrer Gemeinschaft gleichzeitig ein Erzählen von Gott und seinem Handeln. An die Stelle der Theogonie der Stammesmythen rückt im Alten Testament die Ethnogenie. Anders als ungeschichtliche Götter, die abbildhaft in Götterbildern dargestellt werden, handelt Jahwe geschichtsmächtig. Er ist deshalb in der konkreten Geschichte erfahrbar und nicht von ihr zu lösen.<sup>17</sup>

Jesus macht in seiner eigenen Biographie Gott für die Menschen erfahrbar. So sie sich mit ihren eigenen Biographien an seiner orientieren, ihm nachfolgen, wird dies für sie zur Möglichkeit, Gott zu erfahren und ihn für die Mitmenschen erfahrbar werden zu lassen.

Christlicher Glaube läßt sich als ein Traditionsprozeß aus gemeinsamem Erfahren und Handeln bezeichnen. Nach genauerer Wahrnehmung ist hier eine Einschränkung zu machen, denn nur ein geringer Teil aller gemachten Glaubenserfahrungen geht in das ein, was «gemeinsam geteilter Glaube» ge-

<sup>14</sup> Vgl. Helmut PEUKERT, «Was ist eine praktische Wissenschaft? Handlungstheorie als Basistheorie der Humanwissenschaften. Anfragen an die Praktische Theologie», in: Ottmar FUCHS (Hg.), *Theologie und Handeln. Beiträge zur Fundierung der Praktischen Theologie als Handlungstheorie*, Düsseldorf 1984, 66ff. Vgl. auch: Alfred SCHÜTZ, «Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns», in: DERS., *Gesammelte Aufsätze Bd. I, Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag 1971, 4.

<sup>15</sup> Vgl. Helmut PEUKERT, «Was ist eine praktische Wissenschaft?», 78 (s. Anm. 14)

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Vgl. Stephanie KLEIN, *Theologie und empirische Biographieforschung*, Stuttgart 1994, 16ff.

nannt wird. Die meisten Glaubenserfahrungen gehen nämlich verloren, werden vergessen, verdrängt oder auch überarbeitet. Welche Erinnerungen vergessen und welche überliefert werden – und in welcher Form –, ist abhängig von unterschiedlichen Faktoren. Ein wesentlicher davon ist die Tiefe der Glaubenserfahrung. Die Auferstehungserfahrung der Jünger und Jüngerinnen Jesu und die auf sie folgende intensive Missionspraxis sind ein Beispiel dafür. Doch spielen auch Macht und Ohnmacht, Interessen und Prestige eine entscheidende Rolle.<sup>18</sup>

Ein anschauliches Beispiel für Bearbeitung, Verdrängung und Veränderung von Traditionsgut ist die Bibel. Die Exegese untersucht diesen Prozeß mit ihren Methoden. Sie stellt fest, daß manche Geschichten aufeinander Bezug nehmen oder sich ergänzen. In manche ursprüngliche Geschichten fließen neue Glaubensdeutungen mit ein. Manche werden neu oder anders interpretiert oder auch eliminiert. Die Feministische Theologie beispielsweise beschäftigt sich kritisch historisch und epistemologisch mit den verdrängten Glaubenserfahrungen von Frauen. Die androzentrische Tradierung hat sie weitgehend eliminiert. Sie sind nur mehr in geringen Spuren vorhanden, und selbst dann noch in androzentrischen Überarbeitungen. Nahezu die gesamte Glaubenstradition ist durch männliche Sichtweisen und Interessen geprägt. Ihre Glaubenswelt wird generalisiert und als «muster-gültig» weitergegeben.<sup>19</sup>

Im Rückblick und im Erfassen der Vergangenheit allein freilich läßt sich Glaube nicht erforschen. Es geht um eine gemeinsame Weltdeutung im Glauben, die nicht nur mit den Toten erfolgt. Auch mit den noch nicht Geborenen stehen wir in einem unmittelbaren Handlungszusammenhang. Ihre Lebensmöglichkeiten hängen davon ab, ob es uns gelingt, die Welt im Glauben in einer Art zu deuten, die es uns ermöglicht, ihn weiterzugeben.<sup>20</sup>

#### *IV. Auszug aus dem Patriarchat*

Frauen haben in letzter Zeit – sofern sie Worte für solche Erfahrungen fanden – zunehmend darauf hingewiesen, wie wenig in den traditionellen Interpretationen des christlichen Glaubensgutes ihre Art der Erfahrungen syste-

<sup>18</sup> Vgl. ebd. 25.

<sup>19</sup> Vgl. ebd. 25f. Aber auch all die anderen mündlich überlieferten und lokalen Erinnerungen gehören eigentlich zum Glaubensinhalt, nicht nur die lehramtlich verkündeten und theologisch rezipierten, nicht nur die der berühmten Heiligen, sondern auch die Perspektiven, Hoffnungen und Handlungsstrategien der unrühmlich Gescheiterten. Wenigstens exemplarisch-musterhaft sollte ihr Glaube im Wissensbestand des Glaubens aufgehoben sein.

<sup>20</sup> Vgl. ebd.

matisiert wird und wie hungrig Verkündigung sie zurückläßt.<sup>21</sup> Auch jene, die sich von solchen Äußerungen zunächst befremdet fühlen, kommen, sobald es um die Frage nach der Weitergabe des Glaubens geht, nicht umhin, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Für diejenigen, die sich ständig mit feministischen Fragen auseinandersetzen, sind die folgenden Überlegungen zur Situation der Frauen in Theologie und Kirche weder neu noch besonders spektakulär. Manche schöpfen allerdings bei allem Nachdenken, das von der Benachteiligung der Frau im herrschenden theologischen Diskurs und in der Struktur der Kirche spricht, Verdacht. Sehr schnell ist man dann mit Unterstellungen bei der Hand. Frauen (wie Männer), die über die Benachteiligung von Frauen nachdenken, sind dann die ewig Nörgelnden und haben Destruktives im Sinn, sie sorgen für schlechte Stimmung und machen ihre eigenen Probleme zu den Problemen aller. Es ist natürlich nicht auszuschließen, daß auch einmal eigene Probleme, die von der betreffenden Frau nur selbst zu lösen sind, auf angeblich allgemeine Probleme projiziert werden. Ein solches Argument jedoch permanent als Schild gegen das Hinhören und Hinsehen mit sich zu führen, wäre ein Verhalten, das an eine Augenkrankheit, an ein Skotom – eine Gesichtsfeldverengung – erinnert.<sup>22</sup>

Die Achtung voreinander und die Männern wie Frauen gleichermaßen zugesprochene Geistbegabung<sup>23</sup> erfordern es, sich tatsächlich gegenseitig wahrzunehmen und zuzuhören und Anfragen – seien sie noch so unbequem, irritierend und für den Moment nicht nachvollziehbar – nicht systematisch auszuschließen. Solches gilt natürlich nicht *nur* für das, was Frauen zu sagen haben<sup>24</sup>, aber *auch* dafür.

<sup>21</sup> Meist suchen Frauen den Grund für solchen Hunger bei sich selbst. Vgl. Elisabeth MOLTMANN-WENDEL, *Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen*, Zürich-Düsseldorf 1997, 180ff. – Zum Thema «Theologie, die Frauen ernährt», siehe: Monica GRÄFIN VON BALLESTREM, *Schreiben gegen das Überhören*, 404ff. (s. Anm. 1).

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Elizabeth A. JOHNSON, *Ich bin die ich bin*. Wenn Frauen Gott sagen, Düsseldorf 1991, 31: Johnson bezieht sich auf Bernhard Lonergans, der in pointierter Terminologie eine Verhärtung des Geistes gegen unerwünschte Weisheit «Skotose» und den sich daraus ergebenden blinden Fleck «Skotom» (Gesichtsfelddefekt) nannte. – Ist das Theologie-Treiben von solch einer «Skotose» befallen, steht demnach seine Wissenschaftlichkeit ernsthaft in Frage.

<sup>23</sup> Vgl. hierzu auch ebd. 24: «Frauen sind in der gleichen Weise nach dem Bilde Gottes geschaffen, in gleicher Weise durch Christus erlöst und in gleicher Weise durch den Heiligen Geist geheiligt; Frauen sind in gleicher Weise an der andauernden Tragödie der Sünde und am Geheimnis der Gnade beteiligt, sind in gleicher Weise zur Mission in dieser Welt berufen, sind in gleicher Weise für das Leben mit Gott in Herrlichkeit auserkoren.»

<sup>24</sup> Wenn hier allgemein davon die Rede ist, was Frauen denken oder wahrnehmen, geschieht das freilich im Bewußtsein der großen Unterschiedlichkeit weiblicher Wahr-

Eine Übergangs- oder Krisenzeit, wie sie die Kirche derzeit erlebt, verweist sie wieder neu auf ihre jüdisch-christlichen Grundlagen<sup>25</sup> und muß sie deshalb noch einmal ganz neu zu einer Hörenden machen. Es genügt dann nämlich nicht, Frauen Plätze zuzuweisen, die sie doch bitte einzunehmen hätten. So manche Komplimente und sogenannte Wertschätzungen, die Platzanweisungen gleichen und deshalb Beschränkungen sind, sollten als solche durchschaut werden.<sup>26</sup> Die Kirche kann es sich nicht erlauben, vorhandene Potentiale eines Teils ihrer Mitglieder ungenutzt zu lassen. Sie könnte es so versäumen, Beiträge zu vernehmen, die auf Auswege aus der Krise weisen. Alle sollten gehört werden, niemand an seiner oder ihrer Entfaltung gehindert werden.

Hat die Kirche eine Struktur, die auf die Unter- und Nachordnung von Frauen aufbaut, fehlen an entscheidenden Stellen sozusagen chronisch deren Erfahrungen, Wissen und deren Charismen.<sup>27</sup> Damit leidet die patriarchal gestaltete Kirche unter einer chronischen Krankheit, die der Heilung bedarf. Bezeichnenderweise sind es denn auch immer wieder Frauen, die – aus patriarchaler Sicht – in aussichtslos erscheinenden Situationen Initiative ergreifen und damit ausdrücken, daß sie da einen Weg sehen, wo für andere nur noch Zerfall und ein hoffnungsloses Nichts zu erkennen sind.

Eine neue «Kultur des Zuhörens» sollte sich mehr und mehr etablieren.<sup>28</sup> Wie sonst ließen sich Entscheidungen fällen, die tatsächlich etwas mit der Situation der gegenwärtigen Gesellschaft und der Menschen in ihr zu

nehmung und weiblichen Denkens. Doch ist nun vor allem das Denken jener Frauen gemeint, die patriarchalen Systemen und Diskursen kritisch gegenüberstehen.

<sup>25</sup> Vgl. Kap. III

<sup>26</sup> Sehr skeptisch ist zu betrachten, wenn in diesem Zusammenhang von der «Natur der Frau» gesprochen wird, die sie für einen bestimmten Platz in Kirche und Gesellschaft und für bestimmte Aufgaben geeignet erscheinen läßt. Das, was als «Natur der Frau» definiert wird und damit als nicht weiter hinterfragbar, entspricht dann meist jenem Frauenbild, das sich mühelos in ein patriarchales Gesellschaftssystem einfügt und es abstützt. Vgl. Lucia SCHERZBERG, *Sünde und Gnade in der Feministischen Theologie*, Mainz 1991, 38f.

<sup>27</sup> In solchem Zusammenhang wird immer wieder darauf hingewiesen, daß es doch genügend Bereiche gäbe, in denen sich Frauen ihrer Natur und ihren Begabungen gemäß einbringen könnten. Als Begabungen der Frauen werden ihre Begabungen emotionaler Art und jene für die Katechese der Kinder betont, und es wird hervorgehoben, wie entscheidend sie immer wieder im Hintergrund wirken würden.

<sup>28</sup> Eine solche Kultur des Zuhörens beginnt in der Kirche manchmal dort, wo Menschen Erfahrungen mit dem Bibel-Teilen machen, da es zu dieser Weise, Bibel zu lesen und zu meditieren, gehört, sich gegenseitig zuzuhören, ohne zu unterbrechen, eigene Erfahrungen mitzuteilen, ohne zu belehren. Vgl. zum Bibel-Teilen: Internationales Katholisches Missionswerk Aachen et al. (Hgg.). Red.: Oswald HIRMER et al., *Bibel-Teilen. Bekannte Texte neu erleben*, Aachen 1998; Oswald HIRMER/Georg STEINS, *Gemeinschaft im Wort. Werkbuch zum Bibel-Teilen*, München/Aachen 1999).



tun haben? Wie anders sollte der Gott, der sehr wesentlich in menschlicher Begegnung zu erfahren ist, vernommen werden?

Irritierungen, die auftreten, wenn Menschen bisher noch weitgehend Überhörtes (und deshalb Unerhörtes) zu Gehör bringen, könnten zur geistlichen Erfahrungen werden, denn sie können herausführen aus Verkrustungen, die taub und blind machen gegenüber den Mitmenschen und gegenüber Gott und damit gegenüber Kräften, die besonders benötigt würden und gegenüber Wegweisungen zu dem Weg, der gemeinsam und in Vielfalt weiter einzuschlagen ist.<sup>29</sup>

Die Zeit, in der weiblichem Nachdenken grundsätzlich mit zynischen Bemerkungen begegnet wird, sollte deshalb in einem ernsthaften theologischen Diskurs der Vergangenheit angehören. Eine wachsende Zahl von Frauen und Männern, die die Unsicherheit wahrnehmen, die hinter solchen Reaktionen steckt und die Unglaubwürdigkeit solchen Verhaltens durchschaut, nimmt so geprägte amtliche Entscheidungen und eine so betriebene «Theologie» nicht mehr ernst. Einem gemeinsamen kirchlichen und theologischen Prozeß würden auf diese Weise jene Kräfte verloren gehen, die sich wegen eines «chronischen Nicht-gehört-Werdens», wegen eines kirchlichen Verhaltens, dem sie sich nicht mehr anschließen können und in dem sie kein Zuhause haben, «ausklinken». Bleiben würden die (noch) unkritischen und die fundamentalistisch orientierten Kräfte. Ein solches Zurücklassen vitaler Kräfte konnte sich Kirche aber noch nie und kann sie sich schon gar nicht in einer Krise erlauben, wie wir sie derzeit erleben.<sup>30</sup>

Über Jahrhunderte haben Frauen immer wieder damit begonnenen, eigene Denk-Ansätze zu entwerfen. Doch erst seit relativ kurzer Zeit nehmen sie es in Angriff, Theologie und Philosophie konsequent auf ihre Weise zu systematisieren. Pastorale Strukturen sind deshalb noch weitgehend von männlichen Sichtweisen und männlicher Theologie geprägt. Die Situation der Frauen unter diesen Bedingungen verdient deshalb nach wie vor besondere Aufmerksamkeit.

Praktische Arbeit in der Gemeinde beispielsweise gibt Gelegenheit, immer wieder festzustellen, wie neben den Frauen, die sich von der Kirche distanziert oder verabschiedet haben, doch weitaus mehr Frauen als Männer in der Gemeinde engagiert und sichtbar sind. In persönlichen Kontakten läßt sich unter diesen Engagierten eine große Bandbreite in ihren Weisen von Zustimmung und Zugehörigkeit zu Glaube und Kirche feststellen. Und doch scheinen Frauen häufig nur ein Schatten dessen zu sein, was sie eigent-

<sup>29</sup> Es ließe sich hier von einer «Spiritualität des Zuhörens» sprechen, die nicht zu verwechseln ist mit Hören auf endloses Gerede, das auf Optionslosigkeit beruhen kann und notwendige Entscheidung hinauszögert.

<sup>30</sup> Diese Krise erfordert, wie Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsrede zum Konzil sagte, das intensive Wahrnehmen der Erfahrungen heutiger Menschen. Vgl. oben Kap. II.



lich sein könnten. Selten haben sie Gelegenheit bekommen oder ergriffen, sich als Entfaltete einzubringen. Meist werden weder von Männern und noch weniger von ihnen selbst ihre Fähigkeiten erkannt, die deshalb wie Knospen sind, die nicht zum Blühen kommen.<sup>31</sup> Dabei wird der überwiegende Anteil an Menschen verbindender Arbeit und Glauben weckender Aufmerksamkeit<sup>32</sup> von Frauen geleistet, meist unauffällig und ohne viel Aufhebens. Obwohl die Beziehungsnetze der Frauen oft «auf dem Trockenen liegen», ihre Arbeit meist für weit weniger wichtig als die der Männer gehalten wird, sie vielleicht gelobt (und so bei der Stange gehalten) werden, aber in ihrem eigentlichen Wert und ihrer eigentlichen Bedeutung nicht erkannt werden, sie also – genau besehen – marginalisiert werden, erhalten überwiegend Frauen das aufrecht, was in Gemeinden (noch) geschieht, so wie sie auch jede Gesellschaft erhalten.<sup>33</sup> Das meiste an ehrenamtlicher Arbeit in den Gemeinden wird von Frauen getan, die Repräsentation nach außen jedoch nehmen vorwiegend Männer wahr. Die Beurteilung der Beiträge der Frauen erfolgt häufig gemäß einem patriarchalen System, wobei dieses keinesfalls nur von Männern aufrecht erhalten wird.

Es ist deshalb der Frage nachzugehen, wie es zu einem System kommen konnte, das die Frauen minder bewertet und Frauen in ihrem sich selbst minderbewertenden Bewußtsein unterstützt. In diesem Zusammenhang sind auch Theologie und Verkündigung zu untersuchen, da es ja ihre Aufgabe ist, Frauen zu ermöglichen, immer mehr die *imago Dei* widerzuspiegeln, die ihnen zugesagt ist.

Die unterschiedliche sündhafte Verstrickung von Männern und Frauen in patriarchale Systeme untersucht beispielsweise *Judith Plaskow*. Ein Durchschauen dieser Zusammenhänge kann Frauen und Männern ermöglichen, in je ihrer Weise umzukehren, um für sich selbst und füreinander lebensförderlich zu leben und zu handeln. So weist Judith Plaskow in ihrem Artikel «Sünde und Gnade in der feministischen Theologie» darauf hin, daß eine Sündenlehre, die die eigentliche Sünde im Stolz sieht, nur die Lebensweise und Erfahrung der einen Hälfte der Menschheit berücksichtige. Denn für

<sup>31</sup> Die Reaktionen von Frauen selbst auf solch eine Aussage kann und muß je nach Charakter und Bewußtseinsstand natürlich sehr unterschiedlich ausfallen. Manche Frauen werden das, was andere bei sich als unentfaltet bezeichnen, just als ihre Aufgabe sehen, in der sie aufgehen.

<sup>32</sup> Zu solchen Engagement zähle ich auch und sehr wesentlich jene nicht vereinnehmenden «Scharnier-Gespräche», also Gespräche und Begegnungen, in welchen explizit Christliches allenfalls in Andeutungen zu Sprache kommt und Gemeinde- und Kirchen-Integrierung keine Rolle spielen. Sie ereignen sich nach meiner Erfahrung innerhalb und außerhalb der Gemeinde, sie sind von der Ahnung einer letzten Geborgenheit geprägt, beruhen auf authentischen, gesunden, alltäglichen Erfahrungen und führen über sie hinaus. Für unsere Fortexistenz als «Feuer hütende Kirche» spielen sie eine fundamentale Rolle.

<sup>33</sup> Vgl. Elizabeth A. JOHNSON, Ich bin die ich bin, 28 (s. Anm. 22).



die Frauen besteht Sünde meist nicht in zu viel, sondern in zu wenig Stolz. Die Charakterisierung der Sünde als Stolz setzt ein Subjekt- und Personsein voraus, das der Frau häufig verweigert wird; die Ich-Schwäche von Frauen wird auf diese Weise noch zur religiösen Tugend stilisiert.<sup>34</sup>

Julia Strecker und Ursula Riedel-Pfäfflin reflektieren in ihrem Konzept von feministischer Seelsorge und Beratung u.a. über den Umgang mit Wissen und Machtausübung. Macht wird z. B. ausgeübt, wenn eine bestimmte Interessensgruppe etwas verbreitet, was – unbemerkt von der Masse – mit der Zeit als «normales Wissen» anerkannt wird.<sup>35</sup> Obwohl von der Kirchenstruktur nicht rezipiert, erweist sich bisweilen «unterworfenen Wissen»<sup>36</sup> als noch vorhanden und durch Ignorierung nicht verdrängbar.<sup>37</sup> Immer wieder gibt es «Zeit/Räume, in denen das bisher unterprivilegierte Wissen auftaucht oder wiederentdeckt wird und damit zur Transformation des ganzen Systems führt»<sup>38</sup>.

Frauen werden auf dem Weg des Auszugs aus patriarchalen Strukturen immer wieder neu beschließen müssen, ihre Erkenntnisse über ihren eigenen Weg nicht im Dickicht von anhaltend erfolgenden und internalisierten Aussendefinitionen ersticken zu lassen. Solange eine Umwelt patriarchal geprägt ist, wird es tiefer eigener Spiritualität und eines daraus folgenden starken Selbstbewußtseins von Frauen bedürfen, damit sie ihrer eigenen und eigentlichen Identität gemäß leben können. Alte Gewohnheiten zu verlassen, bedeutet Sicherheiten zurückzulassen. Neben der Freude und Dankbarkeit über das Entdecken der eigenen Identität werden sich auf dem Weg der Entfal-

<sup>34</sup> Die Ur-Sünde der Frauen, so die These von Plaskow, bestehe in der fehlenden Bereitschaft, «die Verantwortung für die eigene Selbstwerdung zu übernehmen» (Lucia SCHERZBERG, *Sünde und Gnade in der Feministischen Theologie*, 36 [s. Anm. 26]). Eine Sünden- in eine Gnadenlehre zu verwandeln, die sowohl Männern als auch Frauen gerecht wird, erfordert daher, *Selbstüberschätzung* und *Selbstverneinung* als Versuche zu erkennen.

<sup>35</sup> Vgl. Julia STRECKER/Ursula RIEDEL-PFÄFFLIN, *Flügel trotz allem. Feministische Seelsorge und Beratung*, Gütersloh 1998, 31f.

<sup>36</sup> Ebd. 32.

<sup>37</sup> Solche Erfahrungen bestätigen sich, wenn in Gemeinden und unter Freundinnen und Freunden Atmosphären entstehen, die Raum dafür schaffen, solches Wissen zu äußern.

<sup>38</sup> Siehe Anm. 35. – In der Pastoral arbeitende Männer wie Frauen sollten in Kontakt sein mit ihrem eigenen Wissen, mit ihren eigenen Wahrnehmungen, um Frauen in ihrer eigenen Entfaltung stützen zu können. Andernfalls sind sie in Gefahr, unbemerkt Frauen zur eigenen Entfremdung aufzufordern und sie zu schwächen. – Die Überlebensfähigkeit von Organisationen – darauf macht uns die Systemtheorie aufmerksam – hängt an der Wahrnehmung «schwacher Signale». Und sie führt unwillkürlich zur Frage, welcher Art systemische Voraussetzungen sein müssen, um diese Wahrnehmungen zu ermöglichen und zu unterstützen. Vgl. Ottmar FUCHS, «Supervision in der Krise der Pastoral», in: Reinhold BÄRENZ (Hg.), *Theologie, die hört und sieht* [FS Josef Bommer], Würzburg 1998, 177.

tung Schmerz und Trauer – über bisher nicht gelebtes Leben, über erfahrene Verletzungen durch jene, die Versuche, das Neue zu leben, lächerlich machen und bekämpfen – nicht vermeiden lassen.<sup>39</sup> Mit der nötigen Distanz zum überwiegend männlich geprägten System formulieren Frauen dann aber ihr Befremden über Abläufe, Vorgehensweisen, Beschlüsse, die sich als plausibel oder einzige Möglichkeit gebärden, über Denkweisen, die sich für objektiv halten, doch in den Augen von Frauen begrenzt und ergänzungsbedürftig und in ihrer Einseitigkeit manchmal gar lebensgefährdend erscheinen.

Wenn Frauen bewußt wird, welche Strukturen und Normen der Kirche auf kulturellen und religiösen Ideen basieren, die ihnen Selbstverwirklichung und Selbsttranszendenz vorenthalten, und wie Kirche immer wieder blind und nicht wach genug ist für die Beziehungen der Menschen untereinander, müssen sie es als ihre Berufung ansehen, nicht nur skeptisch zu reagieren oder sich in Ohnmacht zu begeben, sondern Verantwortung zu übernehmen und für lebenserhaltende Veränderung Sorge zu tragen. Letztlich mündet sie in die Forderung des Evangeliums an Frauen und Männer, sich als Kirche zu erneuern und zu einer Kirche zu werden, in der Menschen alles daran setzen, sich zu hören und sich gerecht zu werden, um so die Wahrheit Gottes mehr und mehr spürbar werden zu lassen.<sup>40</sup>

Frauen, die sich trotz so mancher Hindernisse, die ihnen begegneten, treu geblieben (oder geworden) sind, können zu «Anwältinnen» für andere Frauen werden. *Entmutigungen*, die in derartigen Begleitungsprozessen zur Sprache kommen, können analysiert und in *Ermutigungen* verwandelt werden. Doch sollte bei der Begleitung Einzelner nicht stehen geblieben werden. Wenn Frauen ihre gottgegebenen Fähigkeiten nutzen und ihr Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen, wird sich durch sie die Struktur der Kirche und Gesellschaft wandeln. Ihr erlöster und erlösender, ununterworfener, authentischer Beitrag ist nicht nur eine freundliche Zugabe, nicht nur ein Beitrag, der das Gesamtbild bunter macht, sondern ist wesentlicher Teil jener Grundlage, die uns unseren Glauben hüten und weitergeben läßt und –

<sup>39</sup> Hier allerdings im Beklagen ausbleibender Bestätigung eigener Erkenntnisse stecken zu bleiben, kann zur Sackgasse werden, denn dies würde in vielen Fällen Bestätigung von jenen erwarten, die noch und oft, ohne es zu merken, in patriarchalen Gefügen verhaftet sind.

<sup>40</sup> Jene, die die Kirche nur in ihrer patriarchalen Ausprägung für unterstützungswürdig halten, werden die Arbeit von Frauen nur dann als effektiv und sinnvoll bezeichnen, wenn sie das entsprechende System der Kirche bestätigt und ausbaut. Systembedingte Konflikte sollten demnach nicht als Ende, sondern als Anfang und Ansatzpunkt für die Erneuerung des Systems Kirche und der Kirche überhaupt gesehen werden.

insofern dies uns unsere Lebenshoffnung hüten läßt – Grundlage unseres gemeinsamen Überlebens.<sup>41</sup>

Frauen, die darauf hinweisen, daß sie Kirche als ein patriarchales System empfinden, wenn es sie nur wahrnimmt, so sie sich in dieses System einfügen, verweisen noch einmal<sup>42</sup> auf den notwendigen Zusammenhang von – die menschliche Würde achtender – *gegenseitiger Wahrnehmung* und der *Struktur der Kirche*. Die Aufforderung Papst Johannes' XXIII. in seiner Eröffnungsrede des II. Vaticanums, die Erfahrungen heutiger Menschen ernstzunehmen, die schließlich in den Konzilstexten eine zentrale Rolle spielt, ist als wesentlicher Anstoß in diese Richtung zu sehen.

In der Frage nach den Strukturen ständig auf Weisungen von «oben» zu warten, versetzt in einen unerwachsenen Lähmungszustand, der dringend notwendige Charismen unentwickelt und uneingesetzt läßt und so der jeweils in der Taufe gegebenen Geistzusage nicht entspricht. Diesen Lähmungszustand werden wir erst verlassen, wenn Getaufte und Menschen guten Willens bereit sind, selbst Verantwortung zu übernehmen.

Sollen die bisherigen Überlegungen grundsätzlicher Art nicht folgenlos bleiben, muß sich deshalb nun dem Nachdenken über bestehende ein Vorschlagen notwendiger (konkreter) kirchlicher Strukturen anschließen. Das sollte ein Prozeß sein, der sowohl auf den Wahrnehmungen aller, wie im Bewußtsein der gemeinsamen – also nicht nur amtlicher – Verantwortung geschieht. Nur so kann daraus ein gemeinsamer Weg als Kirche werden, der mit heutigen Menschen tatsächlich etwas zu tun hat.

#### V. Die Bedeutung eigenständiger Strukturen für die Weitergabe des Glaubens

In der Bundesrepublik Deutschland wurde seit Ende der 60er Jahre die Kirchenzugehörigkeit offensichtlich immer weniger selbstverständlich. Die Gründe dafür sind nicht nur innerkirchlicher, sondern hauptsächlich gesellschaftlicher Art.

Karl Rahners Überlegungen anläßlich der Vorbereitungen zur Würzburger Synode wie die Überlegungen von Franz-Xaver Kaufmann und Michael N. Ebertz setzen bei der viel zu geringen Wahrnehmung heutiger Menschen an und entwickeln von dort aus ihre jeweiligen Überlegungen zur Struktur der Kirche.

<sup>41</sup> Daß es überlebensnotwendig ist, Hoffnung zu haben, spüren wir spätestens an den fatalen Folgen, wenn sie Menschen ausgeht, wenn beispielsweise Kranke nicht mehr gesund werden wollen oder Menschen angesichts schwieriger Lebenssituationen nicht mehr leben wollen.

<sup>42</sup> Dieser Zusammenhang wird bereits oben erwähnt in den Kapiteln zur Theologie der Beziehung (I.), zur Erfahrungsdimension (II.) und zur Biographie als Ort der Theologie (III.).



Karl Rahner beklagte bereits Anfang der siebziger Jahre die fehlende Wahrnehmung der geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation und deren theologischer Deutung unter Bischöfen und Priestern. Sie sei die Voraussetzung, sich den aktuellen Aufgaben zu stellen.<sup>43</sup> Ein gesellschaftlich verfaßtes Christentum, das nur im Verborgenen und entgegen gefährlichem Protest öffentlich abgelehnt werden konnte, so Rahner, sei nur mehr in Restbeständen zu finden. Doch war die «homogene Christlichkeit der früheren Kultur und Gesellschaft [...] einfach ein Stück der Homogenität der Kultur und Gesellschaft profaner Art»<sup>44</sup>. Sobald diese profane homogene Gesellschaft verschwindet, verschwindet auch das von ihm gestützte traditionelle Christentum. In gewissem Sinne stand es immer im Gegensatz zum eigentlichen Wesen des Glaubens. Christlicher Glaube im eigentlichen Sinne bedeutet nämlich eine Entscheidung für Gott und seinen Anruf. Wird eine solche Entscheidung der Gesellschaft übergeben und nicht in kritischem Abstand zu ihr gefällt, läßt sich nicht von einer eigenen Entscheidung reden.<sup>45</sup>

Haben sich also Kirchenmitglieder nie ausdrücklich für den christlichen Glauben entschieden, sich aber auch nicht gegen ihn gewehrt, haben sie sich oft weit weniger, als wir es wahr haben wollen, existentiell mit der christlichen Botschaft auseinandergesetzt. Sie sind dann jedoch meist weniger, als uns bewußt ist, von der Hoffnung und Geborgenheit dieser Botschaft tatsächlich getragen.

Wir befinden uns – so Rahner – in einer Übergangszeit von einer mit der homogenen profanen Gesellschaft korrespondierenden *Volkskirche* zu einer Kirche, die getragen ist von einer *Gemeinschaft der Glaubenden*. Letztere haben sich in kritischer Distanz zu dem allgemeinen Glauben und Meinen ihrer Umwelt für Glaube und Kirchenzugehörigkeit entschieden.<sup>46</sup> Wird Kirche nicht mehr von der Gesellschaft getragen, ist sie wesentlich nur mehr da zu finden, wo sich Menschen aus eigenen Stücken für Glaube und Kirche entscheiden und auf solch eine Entscheidung vorbereitet sind.<sup>47</sup> Die veränderte Gesellschaft verlangt also eine veränderte Weise hauptamtlicher

<sup>43</sup> Vgl. Karl RAHNER, Strukturwandel der Kirche als Chance und Aufgabe [Neuausgabe mit einer Einführung von Johann Baptist Metz], Freiburg i.Br.-Basel-Wien 1989, 29f.

<sup>44</sup> Ebd. 34.

<sup>45</sup> Dennoch läßt sich festhalten, daß in den letzten Jahrhunderten einer profan-homogenen Gesellschaft auch überzeugendes Glaubensengagement und echtes Lebensbeispiel zu finden waren und Glaubensweitergabe nie ausschließlich ein profan soziologisches Phänomen war. Vgl. ebd. 44.

<sup>46</sup> Vgl. ebd. 35.

<sup>47</sup> Immer ist Rahner dabei der Geschenkcharakter des Glaubens bewußt. Denn bevor sich der Mensch für den Glauben entscheiden kann, erging der Ruf Gottes an ihn als vorausgehende Gnade. Vgl. Karl RAHNER, Grundkurs des Glaubens, Einführung in den Begriff des Christentums [8. Aufl. der Sonderaufl. von 1984, 1. Aufl. 1976], 122f., bes. 124.

pastoraler Arbeit. Wesentliche Aufgabe von Priestern und allen Hauptamtlichen ist es deshalb nicht, lediglich Menschen zu rekrutieren, sondern sie zu solcher Entscheidungsfähigkeit zu begleiten.<sup>48</sup>

Ist das Handeln der Verantwortlichen<sup>49</sup> nicht von der Übergangssituation geprägt, konzentrieren sich beispielsweise Amtsträger auf jene Menschen, die ihr Christsein noch in der traditionellen Weise verstehen und leben wollen und sprechen von der «kleinen Herde» der noch Getreuen. Sie übersehen dabei aber all die anderen Menschen, die längst Antworten auf ganz neue und andere Fragen bräuchten, und die Notwendigkeit, andere Verantwortungsstrukturen entstehen zu lassen. Allzu oft verteidigen und rechtfertigen dann Amtsträger mit dem Bestehenden sich selbst, genauer ihre Rolle und Position, die ihnen in einem traditionellen Christentum vertraut geworden ist und in der sie sich eingerichtet haben.<sup>50</sup>

Um der heutigen Aufgabe gerecht zu werden, haben Amtsträger nicht nur Überkommenes zu verteidigen, sondern «mindestens ebenso sehr das Recht und die heilige Pflicht, Vorsorge dafür zu treffen, daß die Kirche in einer kommenden Situation bestehen kann. Nehmen diese Träger des Amtes und die sich mit diesen nur allzu leicht identifizierenden frommen Christen diese ebenso wichtige, wenn nicht viel wichtigere Aufgabe der Vorsorge genügend wahr? Fragen sie nicht fast instinktiv zuerst, wenn etwas Neues vorgeschlagen und gefordert wird, ob und wie dieses mit der bisherigen Übung und Überlieferung vereinbar sei?»<sup>51</sup> Wenn deshalb Aussagen auf ihre «Rechtgläubigkeit» hin überprüft werden, sollte bedacht werden, ob diese Verkündigung vielleicht jene ist, die geboten ist, wenn christlicher Glaube nicht

<sup>48</sup> Diese Notwendigkeit, sich entscheiden zu müssen, bringt heutzutage viele Menschen in Bedrängnis. Manche bringt es dazu, sich fundamentalistischen Gruppierungen anzuschließen. Denn von Priestern, die sie dort finden, erfahren sie, wie sie meinen, «wo es lang geht». Das quälende eigene Nachdenken und die damit verbundene Verunsicherung wird ihnen abgenommen. Siehe hierzu auch: Karl RAHNER, Strukturwandel der Kirche als Chance und Aufgabe, 40ff. et passim (s. Anm. 43). Solche Befindlichkeiten sind ernstzunehmen und warnen davor, Menschen in ihrer Entscheidungsfindung im Stich zu lassen.

<sup>49</sup> Nach LG 31 tragen alle Christgläubigen Verantwortung, hier aber sind die hauptberuflich Verantwortlichen gemeint.

<sup>50</sup> Was Rahner zu den Amtsträgern sagt, gilt heute auch für hauptamtlich und selbst ehrenamtlich tätige Laien und Laiinnen. Wo man sich meist unbewußt noch in einem alten Kirchenbild bewegt, übernehmen sie die Funktion besagter Amtsträger in der Meinung, etwas ganz Neues und Anderes zu tun und meinen, sich ausschließlich so in ihrem Beruf profilieren zu können. Doch erfolgt eine solche Profilierung auf Kosten notwendiger Fortentwicklung der Kirche und Gemeinde. Vgl. hierzu auch: Paul M. ZULEHNER et al., «Sie werden mein Volk sein». Grundkurs gemeindlichen Glaubens, Düsseldorf 1985, 39ff. Zulehner spricht in diesem Zusammenhang immer wieder vom «pastoralen Grundschisma» vgl. ebd. 40 et passim.

<sup>51</sup> Karl RAHNER, Strukturwandel der Kirche als Chance und Aufgabe, 38f. (s. Anm. 43).



mehr gesellschaftlich abgestützt sein wird. Noch immer scheint es aber so zu sein, daß das Gewohnte als das Orthodoxe gilt und Erprobtes mehr überzeugt als das «unerprobte Neue».

Für die Kirche ist es wichtiger, einen «Menschen von morgen für den Glauben zu gewinnen, als zwei von gestern im Glauben zu bewahren, die Gott mit seiner Gnade auch dann retten wird, wenn eine heutige und morgige Weise der Glaubensverkündigung sie eher verunsichert.»<sup>52</sup> Es genügt deshalb nicht, beschwichtigend zu sagen, das eine sei zu tun, ohne das andere zu lassen, denn durch die bewahrende Defensive werden Kräfte verbraucht, die für offensives Zugehen auf Menschen und Neuaufbrüche, und seien sie nur im bescheidenen Umfang, dringend benötigt werden.

Da ein solcher Weg großen Widerspruch erfahren wird und viel Mut erfordert, muß auch das Profil derjenigen, die Verantwortung in pastoraler Arbeit übernehmen, entsprechend sein. «Wenn man in nächster Zukunft unter mehreren Männern einen tüchtigen Pfarrer oder Bischof suchen will, müßte man nicht so sehr fragen, ob der Kandidat sich sehr reibungslos in den herkömmlichen Betrieb der Kirche eingefügt hat, ob er gut das geleistet hat, was man von den herkömmlichen Verhaltensmustern eines kirchlichen Amtsträgers her von ihm zu erwarten pflegt, man müßte vielmehr fragen, ob es ihm schon einmal gelungen sei, sich bei «Neuheiten» Gehör zu verschaffen und wenigstens einen oder zwei solcher «Neuheiten» zu Christen zu machen [...]»<sup>53</sup>

Glaube und Kirche werden in Zukunft nicht durch das Bestehen eines Amtes da sein und nicht mehr von der Gesellschaft getragen sein. Kinder werden nicht mehr einfach den Lebensstil ihrer Eltern übernehmen, was zur Folge hat, daß auch durch Religionsunterricht der Glaube nicht an Kinder herangetragen werden kann. Glaube und Kirche werden darum sehr wesentlich von der Glaubensentscheidung Einzelner abhängig sein. Karl Rahner schlußfolgert deshalb: «Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche sein, die sich von unten her durch Basisgemeinden freier Initiative und Assoziation aufbaut. Wir sollten alles tun, um diese Entwicklung nicht zu unterbinden, sondern zu fördern und sie in die richtigen Bahnen zu leiten.»<sup>54</sup>

Christlicher Glaube wird nur weitergegeben werden können, wenn es konkrete christliche Gemeinden gibt, die vorleben, was mit Christentum gemeint ist. Es braucht diese Basisgemeinschaften, weil in ihnen der «Raum für jene Liebe zum fernen Nächsten, die weder bloß spontane Sympathie noch die institutionalisierbare Gerechtigkeit ist.»<sup>55</sup>

<sup>52</sup> Ebd. 65.

<sup>53</sup> Ebd. 46.

<sup>54</sup> Ebd. 129.

<sup>55</sup> Ebd. 153.

Franz-Xaver Kaufmann sieht unter der immer noch ansehnlichen Oberfläche der Kirche in Deutschland eine «Tradierungskrise des Glaubens»<sup>56</sup>. Kirchliche Bindungen wie religiöses Wissen und «die Gebetsfähigkeit als Gottes- und Selbstannahme»<sup>57</sup> sind in einer Weise rückläufig, die das Reden von einem «Traditionsabbruch» nicht übertrieben erscheinen lassen. Hier von «Säkularisierung» zu sprechen, erscheint Franz-Xaver Kaufmann als Verharmlosung der in den letzten Jahrzehnten beobachtbaren Entwicklung. «Der Begriff der Säkularisierung beinhaltet eine Verselbständigung und thematische Reinigung des religiösen Bereichs, bei gleichzeitiger Freisetzung der übrigen Gesellschaftsbereiche vom Kontrollanspruch der kirchlich verfaßten Religion.»<sup>58</sup> Die Sozialisationsbedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft verhindern die «festere Identifikation mit irgendwelchen Werten»<sup>59</sup> und gefährden damit auch die Tradierung des Christentums.

Gegenwärtige Seelsorge geht weitgehend an der nachwachsenden Generation vorbei. «Aktivitäten mit Erlebniswert» (soziale Engagements, Wallfahrten, Bauprojekte) haben einen großen Stellenwert, wenn es darum geht, Jugendliche an qualifizierte religiöse Erfahrungen heranzuführen. Niederschwellige Angebote, wie «Stadtkirchen» und auch Initiativen mit Bewegungscharakter (Kirchenvolksbegehren) sind durchaus positiv zu bewerten. Manche Theologen und Soziologen erkennen in ihnen eine wesentliche Richtung für die Gegenwart und Zukunft der Kirche. Für Franz-Xaver Kaufmann jedoch haben derartige «lebensweltliche» Erfahrungen lediglich propädeutischen Charakter. Sie sind nicht bereits als Glaubenserfahrung im christlichen Sinne zu werten, sondern können zu einer *bedeutsamen Vorbereitung* dessen werden, was zu folgen hat, damit das zur Tradierung des Glaubens Notwendige geschehen kann.

«Die Tradierung von Sinngehalten setzt aus soziologischer Sicht *personalisierte* soziale Beziehungen voraus. Wertübernahme erfolgt in der Regel durch Identifikation mit als vorbildhaft erlebten Personen oder Gruppen. Die Tradierung christlicher Sinngehalte ist somit an näher zu bestimmende kommunikative Voraussetzungen gebunden, welche in der Regel am ehesten in kleingruppenhaften Gebilden herstellbar sind. Bereits Schulklassen dürften hierfür in der Regel zu groß sein. Es zeigt sich also, daß die Tradierung des Christentums an die nachfolgende Generation auf die Bildung sozialer Gruppen angewiesen ist, innerhalb deren christliches Gedankengut als sinnstiftend erfahren wird. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß hier jeder bürokratische Kontrollanspruch versagt und sich eine Notwen-

<sup>56</sup> Franz-Xaver KAUFMANN, «Über die Schwierigkeit des Christen in der modernen Kultur», in: Nikolaus KLEIN et al. (Hgg.), *Biotope der Hoffnung*, Olten 1988, 113.

<sup>57</sup> Ebd. 114.

<sup>58</sup> Franz-Xaver KAUFMANN, *Wie überlebt das Christentum*, Freiburg i.Br. 2000, 11.

<sup>59</sup> DERS., *Über die Schwierigkeit des Christen in der modernen Kultur*, 126, (s. Anm. 56).

digkeit von Eigeninitiativen «an der Basis» ergibt, wobei mit den religiösen Sozialisationsleistungen der Familie aus mancherlei Gründen immer weniger gerechnet werden kann.»<sup>60</sup>

Jene, die mit Christentum etwas im Sinn haben, stehen deshalb vor der entscheidenden Aufgabe «Erfahrungsräume des Christlichen»<sup>61</sup> herzustellen. Vornehmlich sei dies – so Kaufmann – Aufgabe der Laien, denn sie wirken in den für die Erfahrung des Christlichen entscheidenden Bereichen des implizit christlichen Zusammenlebens.<sup>62</sup>

Für die Weitergabe der christlichen Botschaft ist Verbindlichkeit notwendig, die gesellschaftlich nicht eingefordert wird. Die Weitergabe des Glaubens wird demnach nur dort gelingen, wo Menschen widerstandsfähig sind gegen die herrschenden Tendenzen der Gesellschaft. Eine Kirche, die auf diese Weise Gestalt gewinnt, schafft für Unentschlossene und Suchende Raum, christliche Werte und christliche Hoffnung zu erfahren und kann «Zeichen und Werkzeug» für die Einheit der Menschen und die intensive Beziehung zwischen Gott und Mensch werden.<sup>63</sup>

Auch ganz andere Schlußfolgerungen aus der gegenwärtigen kirchlichen und gesellschaftlichen Situation sind zu vernehmen. *Michael N. Ebertz* beispielsweise gibt einen Denkanstoß für kirchlich Verantwortliche.<sup>64</sup> Darin empfiehlt er, auf die erschwerenden Umstände, die er als «Gegenwind» bezeichnet, zu reagieren und Kirche als «Kommunikation und Organisation der christlichen Botschaft» neu zu orientieren. Näherhin bedeutet dies, sie solle sich nicht einigeln, d. h. alles beim Alten lassen, allenfalls Änderungen an der Peripherie vornehmen, und sie solle sich nicht «durchwursteln», indem sie es allen recht mache, ohne Konzept spontan sich ergebende Chancen nutze und sich mit dem gesellschaftlichen Kontext arrangiere. Vielmehr sollte man eine Option zur Selbsterneuerung fällen. Der Gegenwind wird als Aufwind genutzt, indem man sich durch die gesellschaftlichen Veränderungen nicht zum Rückzug zwingen läßt. Es sei Abstand zu nehmen von der Vorstellung von einem nomozentrischen Modell von Religion, das gesamtgesellschaftlich verbindlich ist. Dies tut man, indem man sich wegbewegt von einer Gemeindepastoral hin zu einer «Kommunikationspastoral der

<sup>60</sup> DERS., *Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums*, Freiburg i.Br. 1979, 142f.

<sup>61</sup> DERS., *Über die Schwierigkeit des Christen in der modernen Kultur*, 128, (s. Anm. 56).

<sup>62</sup> In Deutschland hat sich ein stark verrechtlichtes Kirchenverständnis, in dem die Hauptamtlichen – ob Kleriker oder nicht – das Sagen haben, durchgesetzt. Gerade das, was öffentlich repräsentiert wird, ist aber für das Ergriffenwerden durch die christliche Botschaft nicht förderlich.

<sup>63</sup> Vgl. LG 1.

<sup>64</sup> Siehe hierzu: Michael N. EBERTZ, *Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft*, Freiburg i.Br. 1997, 140–145.

Zwischenräume»<sup>65</sup>. Diejenigen, die sich die Basis der Kirche nicht anders vorstellen können «denn in der Sozialgestalt einer flächendeckenden parochialen Gemeinde der konzentrischen Kreise» führten Kirche in eine Milieuverengung. Sie seien weiterzuentwickeln zu einer Kommunikationspastoral in Ebenen zwischen oder jenseits der Grenzen der Kirchgemeinden. Diese neuen pastoralen Orte sollten niederschwellige Angebote machen für unterschiedliche Milieus. Die Biographie und Lebenslage der Einzelnen sollte ernst genommen werden.

Die niederschwelligen Angebote als Kontaktmöglichkeiten mit der christlichen Botschaft und mit der Kirche sind ohne Zweifel notwendig. Doch scheint mir Ebertz' Denkanstoß die Verantwortlichen dazu zu ermutigen, sich in eine Angebotsorganisation zu verwandeln, die von Hauptamtlichen und Spezialisten und Spezialistinnen aufrecht erhalten wird. Kirche wird so zu einem Konsumgegenstand, zu einem Dienstleistungsbetrieb für die Sinnfindung. Sie würde dann nicht mehr von jenen, die dazu gehören, *gelebt*, sondern von jenen, die ihr meist unverbindlich oder nicht angehören, *bezahlt*. Sie bezahlen ein Produkt, das einige wenige Kirchenspezialisten und -spezialistinnen anbieten. So würde aber das Schisma, wie es vor dem II. Vatikanum bestand, das zwischen Klerikern, die die Heilsgüter verwalten, und Laien und Laiinnen, die sie empfangen, in anderer Weise fortgesetzt. Wir würden nicht den entscheidenden Fortschritt machen, sondern einen Rückschritt, der die Tradierbarkeit des Glaubens ernsthaft gefährden würde.

Ebertz stellt ein Bild von Gemeinde dar, wie es in der Realität zu häufig existiert und sicher keine Antwort auf heute bedrängende Fragen ist. Indem er diese Form der Gemeinde ablehnt, lehnt er Gemeinde an sich ab. Damit lehnt er aber auch die Entwicklungsfähigkeit von Gemeinde ab, wie sie für die Tradierung des Glaubens unabdingbar wäre. Eine solche Gemeinde sollte, wenn irgend möglich, einerseits ein plurales offenes Gebilde sein mit Räumen für selbstgewählte Nähe oder Distanz, und sie sollte andererseits die Entstehung freiwillig in verbindlicher Gemeinschaft gelebter Kirche ermöglichen.

Hauptamtlichen und Spezialistinnen und Spezialisten, die in den zweifelsohne notwendigen «Passagen» wirken sollen, steht ihre Kraft ja nicht einfach zur Verfügung, sie können sie nicht einfach aus Prinzip oder aus Freundlichkeit zu «Kunden und Kundinnen» anwenden. Sie brauchen sie nicht nur in einem Moment, sondern in den verschiedensten Lebenssituationen. Sie sind deshalb auf permanente Erfahrungsquellen angewiesen, die aus Meditation, Gebet und verbindlichen Beziehungen stammen.

<sup>65</sup> Ebd. 141. Beispiele für innerkirchliche Zwischenräume sind für ihn Autobahnkirchen, kirchliche Verbände, Akademien, Exerzitienhäuser, Klöster und Ordenshäuser, City-Pastoral, Passantenpastoral, Kindergärten; Beispiele außerkirchlicher Zwischenräume: Pastoral bei Gefangenen, Campenden, bei den Medien, bei Touristen, Kranken, Schülern, in der Kur usw.



In Ebertz' Darstellung scheint es, als könnten nur mehr Professionelle im Vollsinn Kirche sein. Die anderen leben nicht etwa, sondern konsumieren Kirche. Gibt es diese gelebte Kirche als metanoia-geprägte, in freiwilliger Verbindlichkeit gelebte Glaubensgemeinschaft aber nicht mehr, wird das «Personal» über kurz oder lang nichts mehr zu geben haben, und dann würden auch die Menschen, denen die Angebote gelten, verkümmern. Menschen systematisch mit Glaubenszusage und Lebensbewältigung zu *bedienen*, könnte die Unselbständigkeit zum System machen und damit Menschen demütigen mit ihrer angeblichen Unfähigkeit und dem angeblichen Fehlen ihrer – ihnen doch in der Taufe zugesagten – Geistbegabung.

Kirche wird es in Zukunft nicht deshalb geben, weil die Ansprüche an sie klar und unmißverständlich formuliert wurden. Ansprüche, mögen sie auch noch so evangeliumsbezogen sein, erdrücken und machen mutlos, ja, sind sinnlos, wenn sie nicht verbunden sind mit der Erfahrung von Gemeinschaft, die lebensfördernde Gottesbeziehung lebt. Wo kein entschiedener Einsatz für die Regeneration und Neuentstehung solch gemeinschaftlicher Substanz der Kirche geleistet wird, wird sie in Zukunft nicht mehr existieren und werden alle Ansprüche an sie ins Leere gerufen werden. Mit einem derartigen Einsatz ist nicht gemeint, eine vergangene Sozialform von Kirche wieder neu zu beleben, es ist nicht eine zentralistische, eine fundamentalistisch-evangelikale Kirche oder eine enge Milieu-Gemeinde gemeint. Vielmehr ist nun eine Gestalt von Kirche gefragt, die weitaus mehr von der aufeinander bezogenen und miteinander vernetzten *Eigenständigkeit ihrer Mitglieder* lebt. Es geht um eine weitsichtige, gesunde, vielfältige, großzügige, lebenspraktische und zutiefst spirituelle Weise, Kirche und Gemeinde zu sein – für sich und für andere. Es geht um eine Kirche, die widerstandsfähig ist, wenn Leben in jeglicher Form bedroht ist, und die zu Kommunikation und Handeln mit der heutigen Welt tauglich ist, weil sich ihre Mitglieder aus gemeinsamer Verbindung zur Mitte gegenseitig tragen. So kann sie Sakrament sein für den Gott, der mit uns geht und dem wir am Herzen liegen.

#### VI. Kirchliche Existenz in Gegensätzen

Auf dem Weg zu einer solchen Kirche müssen wir uns immer wieder in – auf den ersten Blick – gegensätzlichem Tun bewegen. So wurde in den bisherigen Ausführungen z. B. einerseits von der Notwendigkeit der Entstehung verbindlicher Gemeinschaften für die Tradierbarkeit des Glaubens gesprochen. Sie sind erforderlich, um dort für sich und andere «das Feuer zu hüten». Andererseits sollte es in den Gemeinden und außerhalb von ihnen aber auch Raum für jene geben, die sich in anderer Weise, in unterschiedlicher Distanz und Nähe an Kirche beteiligen, Kirche sein wollen oder sie auch nur für den Moment brauchen. Ob Kirche an einem Ort gelingen kann, hängt also einerseits davon ab, ob verbindliche, «das Feuer hütende» Gemeinschaften entstehen, andererseits davon, ob wir es schaffen, in einer

pluralen Gesellschaft plurale, untereinander «vernetzte» und für alle, die da suchen und fragen, offene Kirche zu sein. Nur so werden Menschen und ihre Entscheidungen in der heute erforderlichen Weise ernst genommen. Nur so können in Menschen die ihnen zugesagten Geistbegabungen auftauchen und sich entfalten.

Wenn Kirche nicht mehr gesellschaftlich getragen ist, gibt es die Möglichkeit, sich für sie zu entscheiden, allerdings nur mehr dort, wo verbindlich Kirche gelebt wird, dort also, wo «das Feuer gehütet» wird. Andere können dann zunächst unverbindlich hinzukommen, sich wärmen und entscheiden, in welcher Nähe oder Distanz zur Kirche sie sich aufhalten wollen. Gibt es indes niemanden mehr, der Glaube verbindlich lebt, «hütet also niemand das Feuer», haben noch Unentschiedene nicht mehr die Möglichkeit, sich je nach Lebenssituation und Glaubensentwicklung für die jeweilige Nähe oder Distanz zu etwas zu entscheiden, das nicht mehr da ist. So notwendig also die Möglichkeit ist, sich frei entscheiden zu können für den eigenen Weg innerhalb und mit der Kirche: sie setzt das Vorhandensein verbindlicher Kirche voraus. Zu ihr kann man dann auch aus der Entfernung wieder hinzu stoßen.

All das, was zu pluraler und verbindlicher Kirche gesagt wurde, verweist auf einen weiteren Gegensatz, in dem man sich zu bewegen hat: Hauptamtliche in der Pastoral haben zwar einerseits *einzelne Menschen* zu begleiten, andererseits aber auch die *Entstehung von Strukturen* heutiger – möglichst eigenständiger – Kirche. In der Begleitung einzelner Menschen sollten diese, wenn möglich, nicht nur «versorgt» werden, das ist bereits die Voraussetzung zur Entstehung eigenständiger Strukturen. Begegnungen sollten unter anderem allen Beteiligten ermöglichen, zu entdecken, was Gott mit ihnen vorhat. Dies gilt nicht nur für die Begleiteten, sondern auch für die Begleitenden.

Gelingt es glaubenden Menschen, sich in verschiedensten Formen zusammenzutun, um sich in geeigneter Weise auf einen verbindlichen Weg als Kirche zu machen, entlastet das Hauptamtliche zwar, doch sind die Anfänge solcher Kirchenentwicklung zarte Pflanzen, die zu hegen und pflegen sind. Meist sind sie für alle Beteiligten Neuland, in dem viel Hoffnungsvolles zu erleben ist. Doch tauchen immer auch Schwierigkeiten auf, die zu bewältigen sind, um nicht nur zu beginnen, sondern auch auf dem Weg bleiben zu können. Die Begleitung neuer Strukturen ist somit für alle Beteiligten ein intensiver Lernprozeß, der zusätzliches Fachwissen, viel Umsichtigkeit, gesunden Menschenverstand und tiefe Spiritualität erfordert.<sup>66</sup>

<sup>66</sup> Zu solchem Fachwissen zählen beispielsweise Grundkenntnisse in systemischer Psychologie wie in Gruppendynamik, Kenntnisse von Erfahrungen anderer in basiskirchlicher Entwicklung, Kenntnisse und Erfahrungen in der gemeinschaftlichen Weise, die Bibel auf dem Hintergrund des eigenen Lebens zu meditieren. Vgl. zu letzterem auch: Oswald HIRMER/Georg STEINS, *Gemeinschaft im Wort* (s. Anm. 28). Oswald HIRMER, *Sie werden auf meine Stimme hören*, München et al. 1991 [H.1–5];



All das und noch mehr, als in solch einem Artikel anzuführen ist, wird eine Rolle spielen, wenn Bewußtseinsbildung für heutige und morgige Kirche geplant und angegangen wird.

### *VII. Bewußtseinsbildung*

So groß bei einigen Menschen die Sehnsucht danach ist, Zugang zu geistlicher Nahrung zu bekommen, etwas von der letzten Geborgenheit zu erfahren, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen, es bleibt für die meisten nicht formulierbar und unvorstellbar, wie und wo sie Zugang zu diesen ersehnten Dingen bekommen könnten. In den Gottesdiensten ist zwar immer wieder die Rede von ihnen. Die Atmosphäre und die große Entfernung von ihrer tatsächlichen Lebenserfahrung läßt den «Mitfeiernden» Schrifttexte, Gebete und Predigten jedoch oft nicht zur «Nahrung» werden. Um Kirche nicht wie ein Theaterstück zu empfinden, in dem man selbst keine Rolle – außer allenfalls der zuschauenden – zu spielen hat, ist wohl eine Extra-Anstrengung notwendig. Sie sollte helfen, eine Brücke zu schlagen, über die die Einzelnen gehen können, wenn sie wollen. Gemeint ist beispielsweise die bereits genannte «Bewußtseinsbildung», die den Gläubigen die Gelegenheit zu verschaffen hätte, ihre Kompetenzen, ihre damit verbundene Verantwortung, das Miteinander und den eigenen Zugang zu Gottes ausgestreckter Hand zu entdecken.

Hauptamtliche können die Verantwortung und Kreativität der Gläubigen nur stärken, wenn sie sie diese Verantwortung tatsächlich übernehmen lassen und ihnen mit ihrer *Hauptamtlichkeit* nicht im Wege stehen. Ergreifen Hauptamtliche für alles selbst die Initiative, behalten sie alle Fäden in der Hand bei Durchführung und Planung, sprechen sie Gläubigen ihre Fähigkeiten ab, ja lassen ihre Charismen gar nicht erst auftauchen.

Pastoralarbeit wie praktisch-theologische Forschung sollten all ihre differenzierte Wahrnehmung der Menschen nicht betreiben, um sie dann um so besser zu «versorgen» oder gar zu manipulieren, sondern möglichst, um besser eine Menschen- und Kirchenentwicklung ermöglichende Selbstdisziplin üben zu können. Intensivere Wahrnehmung der Menschen, ihrer Fähigkeiten und der Zusammenhänge ihres Lebens als Einzelne und in ihren Beziehungen kann dann auch dazu führen, daß ich als Hauptamtliche nun sehe, wo meine Arbeit gar nicht notwendig ist, ja wo gar andere für manches viel geeigneter sind, als ich es wäre. Die intensivere Wahrnehmung der Menschen kann zur Weise werden, herauszufinden, welchen Weg Gott mit uns gehen will, und schließlich zu einer Weise, Gott zu inkarnieren.

Konrad Baumgartner betont, daß geistgeschenkte Charismen uns die entscheidenden Impulse zur Evangelisierung der heutigen und morgigen Welt geben.<sup>67</sup> «Gemeindeaufbau und Gemeindeerneuerung müßten überhaupt viel mehr bei den vorfindlichen Charismen ansetzen und nicht bloß bei «vorhandenen Aufgaben», für die jemand gefunden werden muß. [...] Welch eine ganz anders geartete Vitalität und Echtheit würde sich da entwickeln, vor allem auch ein je unterschiedliches, eigenes Profil der verschiedenen Gemeinden aufgrund der unterschiedlichen Charismen.»<sup>68</sup>

Die hier gemeinte Bewußtseinsbildung betrifft also nicht nur die Laien, sondern auch die Priester und alle Hauptamtlichen. Sie kann nicht einfach verordnet, nicht als eine dann anwendbare Technik erworben werden, sondern hat etwas mit aufrechter Gottes- und Menschenbeziehung, mit Berufung, Kirchenvision und Herzenswandlung zu tun.

Bewußtseinsbildung ist notwendig, weil die Rede des II. Vaticanums von der «gemeinsamen Verantwortung aller Gläubigen»<sup>69</sup> ohne sie Papier bleibt und in Kirche und Gesellschaft keine Früchte tragen kann. Einmal gemachte Kirchenerfahrungen haben sich nahezu immer so tief in Menschenseelen eingegraben, daß eine *neue Perspektive* von Menschen kaum wahrgenommen und schon gar nicht realisiert werden kann. Immer wieder gleitet man in die alten Kirchenbilder zurück, immer wieder wird jede weitere Beurteilung und Planung mit Wahrnehmungsrastern vorgenommen, die dem alten Bild entstammen, indem man sich von Priestern und Ordensleuten versorgen und sie die Verantwortung für die Kirche mehr oder weniger alleine tragen ließ. Dabei geht es ja nicht darum, um jeden Preis etwas Neues zu beginnen, sondern darum, die Kirche zu werden, die für die heutige Zeit geeignet ist, die es uns ermöglicht, in heutiger Zeit und in heutigen Bedingungen Glaube, Hoffnung und Liebe zu leben und zu verkünden. Wo Strukturen, Weisen der Verkündigung, Verantwortungsverteilung dies verhindern, sind sie zu verändern, um ihre Funktion wieder erfüllen zu können. Kirche sollte jeweils zu ihrer Kenntlichkeit verändert werden. Eine nur vage Unzufriedenheit mit überkommenen Weisen Kirche zu sein, die nicht in die konkrete Suche nach neuen Kirchenbildern und das konkrete Experimentieren neuer Formen, Kirche zu leben, mündet (dort können dann auch die nun erforderlichen Fähigkeiten eingeübt werden), landet mangels Alternativen unwillkürlich immer wieder bei den alten Bildern, Verhaltensweisen, Rollen und den alten Verantwortungsverteilungen. Manche wird gar eine mangelnde Kirchen-Perspektive dazu bringen, in Distanz zur Kirche zu gehen und sie zu

<sup>67</sup> Vgl. Konrad BAUMGARTNER, «Charismen in der Gemeinde – Apostolat für die Welt», in: Alois SCHIFFERLE (Hg.), Pfarrei in der Postmoderne? Gemeindebildung in nachchristlicher Zeit [FS Leo Karrer], Freiburg i.Br. et al. 1997, 63.

<sup>68</sup> DERS., Diakonie im Geist. Charismen und ehrenamtliche Dienste in der Kirche, in: DERS. (Hg.), Gemeinde gestalten, Regensburg 1999, 45.

<sup>69</sup> Vgl. LG 32.

belassen wie sie ist, ohne den Versuch gemacht zu haben, an einer positiven Veränderung mitzuwirken.<sup>70</sup>

Bewußtseinsbildung ist also notwendig, weil Kirche sich in ihrer Sozialgestalt nicht «einfach» entwickeln wird. Ohne unsere Optionen, ohne unseren entschiedenen Einsatz für das, was heute geboten ist, wird Kirche nicht den notwendige Entwicklungsweg einschlagen.<sup>71</sup>

Zu denken ist an *implizite* Bewußtseinsbildung, die nicht ausdrücklich organisiert wird, sondern in den ohnehin stattfindenden Veranstaltungen, Alltags-Begegnungen, Sitzungen, Gottesdiensten und Predigten möglich ist. Wenn ein Gemeindemitglied sich etwa beklagt, «die Kirche soll sich endlich um die neu angekommenen Asylanten kümmern» und mit «Kirche» ausschließlich die Hauptamtlichen meint, läßt sich antworten: «Wer ist für Sie diese Kirche, die reagieren soll? Sind wir das nicht alle, die wir getauft sind?»

Mit *expliziter* Bewußtseinsbildung sind Veranstaltungen gemeint, die in Diözesen, Dekanaten, Seelsorgeeinheiten, Gemeinden eigens für jene organisiert werden, die sich dazu entschieden haben, sich zu informieren oder auch bereits dazu, einen neuen Weg einzuschlagen und sich dafür stärken und informieren wollen. Es sollte allerdings nicht erwartet werden, daß Menschen nach derartigen Wegen fragen, wenn die Möglichkeit solcher Wege nicht in ihren Vorstellungen sind.

Da Kirchenwerdung zwar auch Organisation erfordert, sich aber nicht einfach nur organisieren läßt, bestehen Veranstaltungen zur Bewußtseinsbildung nie nur aus Planen und Informieren. Letztlich ist Bewußtseinsbildung ein Weg, der nur hörend genommen werden kann, hörend auf die Menschen und auf Gott, der uns versprochen hat, mit uns auf dem Weg zu sein, und besonders da bei uns ist, wo wir uns in seinem Namen versammeln (vgl. Mt 18,20).

<sup>70</sup> Vgl. Ottmar FUCHS, Vorwort, in: Anselm PRIOR, Kirche als Gemeinschaft von Gemeinschaften. Unterwegs zur Pfarrgemeinde der Zukunft, in: MISSIO Internationales Katholisches Missionswerk (Hg.) [Erfahrungen aus den Jungen Kirchen; Bd. 5], 7. (Original: Anselm PRIOR, Towards a Community Church. A Way for Today's Parish. [Training for Community Ministries; No 28], Lumko-Germiston 1990).

<sup>71</sup> Die Dringlichkeit für eine Fortentwicklung der Kirche drückte Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsrede für das II. Vatikanische Konzil mit dem oft zitierten Bild vom «Sprung nach vorwärts» (balzo innanzi) aus. In der von ihm selbst stammenden italienischen Fassung und der deutschen Übersetzung kommt das Bild vor, nicht jedoch im lateinischen Text, den der Papst schließlich vortrug. Dort ist von einem «neuen Bemühen» (novo studio) die Rede. Vgl. Helmut KRÄTZL, Im Sprung gehemmt, Mödling 1998 (3. Auf.), 19, Anm. 10. Es ist wie bei einem Menschen, der physisch grundsätzlich die Möglichkeit und Fähigkeit hätte, eine Bewegung auszuführen, diese Fähigkeit aber verliert, wenn er sie lange Zeit nicht ausgeübt hat. Dieser Mensch braucht besonderes Training, um die Bewegung tatsächlich und nicht nur theoretisch ausführen zu können.